Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 1

Artikel: Um Mitternacht

Autor: Siebel, Johanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633556

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gefahr, und jeder, der nicht den geistigen Willen mitbringt, aus der Erkenntnis der unbewußten Motive seines Lebens auch die Verpflichtung zu schöpfen, sich über die Naturgebundenheit zu heben, der lasse die Hände von solch „schwarzer Magie".

Aber ist diese Gefahr eine vereinzelte? Geben nicht Psychoanalyse, Vererbungslehre, deterministische Philosophie genau dieselben Anläße, sich der eigenen Verantwortung zu entschlagen und die Sündenböcke für seine eigenen Fehler im „Unbewußten", in der Ahnenreihe oder im generellen „Milieu" zu suchen? Es ist wirklich nicht so, daß just das „Horoskop" in einem besonderen Maße zum mutlosen ethischen Quietismus verleitet; jede andere Betrachtung des mit „äußern Ursachen" und „Einwirkungen des Nichtich" verknüpften Ich liefert dieselben Vorwände zur moralischen Passivität und zum Fallenlassen.

Im Rahmen einer positiven Horoskopie und einer allgemeinen astrologischen Lebenslehre mit den Zielen ethischer Entwicklung aber geben die horoikopischen Einzelfälle die uns Sterblichen so notwendigen empirischen Anhaltspunkte für unsere Erkenntnis, und als solche sind sie Elemente, die wir als „philosophisch" vor alle Wissenschaftlichkeit setzen.

Nachher erst mag die Wissenschaft kommen und sie von ihrem eigenen Boden aus würdigen.

Mit Erlaubnis des Verlages Orell Füßli, Zürich, abgedruckt aus „Alfred Fankhauser, Das wahre Gesicht der Astrologie".

Und nochmals Herzwil.

Erwiderung auf „Aus Großvaters Zeiten"
(„Berner Woche" Nr. 47/1931.)

Liebe Herzwilerin!

Die Erinnerungen an Ihren Großvater Niklaus Spycher, die Sie so herzwarm und schlicht erzählen, haben in mir Freude, aber auch Bedauern erweckt. Freude deshalb, weil echte Heimattreue aus Ihren Zeilen spricht; Bedauern deswegen, weil Sie uns falsch verstanden zu haben scheinen.

„Uns" — ich meine in erster Linie Herrn Albert Stumpf in Bern, den Entdecker Herzwils, wie ich ihn nennen möchte: den Mann, der aus Liebe zum Alten und Bodenständigen sein schönes Werk über die Berner Speicher schrieb, der in jahrelanger treubeflissener Arbeit bernisches Bauernheim und Bauernleben auf die Platte bannte — als zweiten meine ich meine Wenigkeit selber. Vielleicht wissen Sie nicht, welche Entstehungsgeschichte unsere kleine Arbeit in Nr. 21 der „Berner Woche" hatte?

Herr Stumpf hatte einige der schönsten Bilder aus Herzwil für die Zeitschrift der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz zusammengestellt und beauftragte mich, dazu einiges aus der Geschichte Herzwils zu erzählen. Von dieser Veröffentlichung druckte die „Berner Woche" einen Teil ab. Sie kennen doch sicher den „Heimatschutz"? Gut ... dann werden Sie sicher schon jetzt verstehend aufatmen: Ja so!

Durch jahrelanges Forschen habe ich von der Vergangenheit der Gemeinde Köniz, damit auch des Dörfchens Herzwil, einige Kenntnis erlangt und aus demjenigen, was ich gefunden, dies und jenes veröffentlicht. So war denn mein Begleittext zu den Bildern eine durchaus ernste wissenschaftliche Arbeit und darf Anspruch darauf machen, als solche gewertet zu werden.

Sie haben vielleicht noch die gemalten Scheiben in dem heute leider abgebrochenen steinernen Wohnstock gesehen? Dann erinnern Sie sich sicher an die prunkvollen Gewänder der stattlichen Mannen und ihrer nicht minder ansehnlichen Ehefrauen. Und nun lesen Sie bitte nachmals den Abschnitt, der jene Zeit (1600) betrifft. Sie können bestimmt annehmen, daß die Herzwiler von damals die Kleider, in denen sie sich dem Glasmaler stellten, nicht in einem Kostümgeschäft gemietet haben. Die waren ihr Besitz, auf den sie stolz waren und auch stolz sein durften. Das ist noch lange kein Prunken im bösen Sinne des Wortes. — Im selben Abschnitt finden Sie auch die Schilderung der Hochzeitsfeste jener Zeit. Die gnädigen Herren zu Bern hatten freilich sowohl größere Gastmäler als auch das Tanzen verboten; sie glaubten sich eben verantwortlich für das Seelenheil der Untertanen. Aus zahlreichen Beispielen wissen wir aber, daß der Bauer, wenn er seinen Sohn oder seine Tochter verheiratete, sich wenig drum kümmerte, was erlaubt war. Er hielt sich wegen seiner schweren Arbeit in sauren Wochen für berechtigt, hie und da ein frohes Fest zu feiern. Das und nichts anderes ist es, was Sie in jenem Abschnitt lesen sollen — also nicht mehr als was dasteht. Sie werden erkennen, daß es uns gänzlich ferne lag, die alten Herzwiler als Prunker und Prasser zu zeichnen, vom Neid ganz abgesehen, auf den Sie am Schlusse Ihrer Ausführungen leise tupfen ...

Feiernd auf dem Geldsack gesessen haben die Herzwiler sicher zu keiner Zeit; das haben wir aber auch gar nicht behauptet. Es gab indessen eine Zeit (das 18. Jahrhundert), da hatte der Berner Bauer, damit also auch der Herzwiler, Geld! Es war das „goldene Zeitalter" — es waren die Jahre, in denen der größte Teil derjenigen Bauernhäuser entstanden ist, die wir heute als Zeugen der „guten alten Zeit" schätzen und beachten.

Sind Sie nun mit uns einverstanden? Sie sehen, wir haben unsere Arbeit über Ihr Heimatdorf aus genau derselben Einstellung heraus geleistet, die Ihnen die Feder in die Hand gedrückt hat. Wir, d. h. in erster Hinsicht Herr Stumpf, haben seither noch mehr getan. Eine stattliche Reihe von Bildern aus dem Herzwiler Bauernleben, die so ziemlich alles dasjenige umfassen, was heute noch bodenständiges Bauerntum heißt — und worin Herzwil eines der schönsten Beispiele des Bernerlandes bietet — sind nun beisammen und sollen, mit Erläuterungen in der Sprache der Gegend, an würdigem Orte aufbewahrt werden, der Nachwelt zur Lehre und Herzwil zur Ehre. Die Herzwiler haben freudig diejenige Mitarbeit geleistet, die man von ihnen erbat. Sie verstanden, um was es uns zu tun war.

Damit „Grüß Gott"! Und nun lesen Sie unser „Herzwil" nochmals durch; Sie tun es sicher mit andern Gefühlen, weil Sie uns nicht mehr mißverstehen!

Christian Lerch.

Um Mitternacht.

Skizze von Johanna Siebel.

Vom Kirchturm schlägt es Mitternacht. Der Sturmwind faucht durch die Straßen der kleinen Stadt. Er bläst den Schnee von den Dächern; er untermischt ihn mit kaltem Regen, er jagt ihn mit dünnen kleinen Nadeln durch die Luft und überdeckt Straßen und Gassen mit Glatteis.

Die Häuser sind dunkel. Das Städtchen schläft.

Nur aus einem Fenster in der Nebenstraße, aus dem kleinen Hause, in welchem Agent Otto Hellmers wohnt, fällt ein suchender Lichtschein hinaus auf die Gasse.

Hinter den Scheiben steht eine schmale hochgewachsene Frau von ungefähr vierzig Jahren. Ihr Rücken ist geneigt, ihre Schultern etwas vorgeschoben, als trügen sie eine unsichtbare allzu schwere Last. Ihr Gesicht ist blaß und alt vor der Zeit. Durch die schwarzen Haare ziehen sich weiße Fäden. Die müden, heißen, dunklen Augen spähen in die Finsternis der stürmischen Januarnacht. Berta Hellmers steht schon lange so fast unbeweglich am Fenster. Jetzt wendet sie den Kopf zurück in das Zimmer. An dem schweren viereckigen, mit einem dunkeln Wachstuch bedeckten Tisch im Schein der Lampe sitzt ein halbwüchsiges, vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen. Es hat die Stirne auf einem Buch liegen. Bei der

Bewegung der Mutter wirft es die braunen Zöpfe zurück und blinzelt mit übernächtigen Blicken empor. Die Augen sind groß und blau und das Gesicht des Mädchens ist voll junger Anmut.

Die Mutter seufzt: „Was meinst du, Paula, sollen wir nochmals gehen? Ich habe eine entsetzliche Angst, es könnte ihm ein Unglück passieren! Diese Nacht ist schrecklich! Höre, wie der Sturm heult!"

Berta Hellmers Stimme ist bittend und ängstlich. Leise zusammenfröstelnd zieht sie das schwere schwarze Wolltuch über der eingefallenen Brust zusammen.

Das Mädchen schiebt das Buch zur Seite und streckt die steifen Glieder. „Ach, Mutter, er kommt ja doch nicht mit uns. Er wird wütend werden, wenn er uns sieht. Er haßt das. Du weißt es doch!"

„Aber hin und wieder ist er schon mit dir gekommen!" meint die Mutter schüchtern. Die Angst steigt höher in ihr: „Paula, denke nur, wenn er wieder am Wege liegen bleibt wie neulich? Denke auch an die Schande, wenn sie ihn uns wieder so heimbringen? Und wenn dann die Kinder wach werden über seinem Poltern und Schimpfen und Toben. Und die kleine Hilda vor Schrecken schreit und Grete auch? Und er die Kinder anbrüllt und aus den Betten zerrt und schlägt? Paula, das kann und will ich nicht noch einmal erleben. Das geht über meine Kraft. Lieber gehe ich jede Nacht und hole ihn selber heim!"

Frau Hellmers kommt an den Tisch, stützt sich schwer auf die Kante: „Mach' dich fertig, Paula!"

Das Mädchen seufzt: „Ich muß morgen um acht in die Schule, ich bin so müde, Mutter! Laß uns zu Bett gehen!"

Berta Hellmers sieht die Tochter klagend an: „Ach, Paula, ich möchte es ja gerne allein machen, und es ist mir bitter leid, daß ich dich mitnehmen muß. Aber seit der letzten Erkältung bin ich so schwach, Paula. Und es ist Glatteis heute! Paula, wir können ihn doch nicht Arm und Bein brechen lassen. Und ich — —" die arme Frau verwirrt sich und fährt dann leise fort: „Ich schäme mich ja auch unsagbar vor dir, Paula, daß ich von einem so jungen Kind verlange, es soll mit mir durch die Schrecken solcher Nächte gehen! Aber wen habe ich denn sonst, Paula? Du bist über dein Alter verständig. Dich haben die Sorgen früh gereift. Du bist mir mehr wie eine Tochter; du bist mir Helferin. Ich wüßte nicht, was beginnen, ohne dich. Es ist auch so, daß der Vater am ehesten dir folgt, wenn er trunken ist. Er hat eine Art Respekt vor dir, weil du gut und stark bist. Wenn einer Macht über ihn hat, so bist du es!"

Da erhebt sich Paula. Sie nimmt ein dickes graues Tuch, das hinter ihr auf dem Stuhl liegt, wickelt sich hinein und sagt: „So komm, Mutter. Ach, dies alles ist trostlos. Kann man da gar nichts machen? Es muß doch eine Hilfe geben, Mutter!"

Berta Hellmers schüttelt den Kopf: „Ich weiß keine. Die Wirtshäuser sollte man schließen! Was nützt die Polizeistunde, wenn der Wirt seinen Gästen das Hinterstübchen frei gibt? Wo die Halbtrunkenen weiter trinken und karten und karten und trinken, bis sie umfallen, die Jungen wie die Alten!"

Das Mädchen schlägt die Hände vor das Gesicht: „Mutter, das ist kein Leben mehr! Mutter wir sollten uns alle davonschleichen aus einem solchen Leben!"

Berta Hellmers nickt: „Ja, das ist kein Leben mehr! Da ist nur die rasende, wahnsinnige, gräßliche Angst von einem Tage zum andern. Wenn ihr Kinder nicht wäret, ich möchte lieber die Augen heute schließen als morgen. Ach, man weiß nicht mehr, was Recht und Unrecht ist. Man verliert das Gefühl dafür!"

Mutter und Tochter tasteten sich eng aneinandergeschmiegt über die dunkle Stiege vor die Haustür.

Der Wind blafft in ihren Kleidern und zerrt an ihren Haaren. Schauernd gehen sie nebeneinander. Sie kämpfen sich durch den Sturm der Januarnacht. Er schlägt ihnen die Eisnadeln ins Gesicht; verschlägt ihnen den Atem; zuweilen bleiben sie keuchend stehen. Der Fluß brodelt und gurgelt. Zuweilen beugen sie sich in der gespenstischen Beleuchtung einer Laterne über einen Straßengraben. Paula deutet auf eine Stelle am Wege: „Vorgestern lag er dort". Das Mädchen schüttelt sich in der Erinnerung: „Ach, Mutter", sagte sie finster, „warum lebt man eigentlich? Man sollte gar nicht geboren werden. Warum muß man geboren werden, um solche Nächte zu erleben!"

„Ich weiß es nicht, Kind!" murmelte Berta Hellmers; „ich weiß es nicht. Das solltest du nicht fragen, Paula. Es zerreißt mir das Herz, wenn du so fragst und sprichst. Als Vater noch nicht das Unglück im Geschäft hatte, war es besser. Ich weiß nicht, ob das Unglück vom Trinken kam oder das Trinken vom Unglück. Auf einmal war beides da. Vielleicht wird es wieder besser mit ihm, Paula, wenn wir Geduld haben. Dies ist wie eine entsetzliche Krankheit, die alles zerstört, Glück und Freude und Glauben und Hoffnung." Berta Hellmers legt ihren Arm fester auf den des Kindes. Ach, dies Kind ist ihre Stütze und Kraft. Sie denkt nicht an die Selbstsucht, die darin liegt, ein zartes, halbwüchsiges Mädchen fast Nacht für Nacht zu solchen Gängen mitzunehmen. Was für einen Frevel sie begeht an seiner kindlichen eindrucksfähigen Seele. Ach, sie kann gar nicht daran denken, weil sie mit ihrer armen zerbrochenen Kraft alleine solche Nächte nicht zu tragen vermöchte. Sie ist wohl ebenso mitleid- und erbarmungswürdig wie ihr Kind.

Keuchend, sich anstemmend gegen Regen und Sturm kommen die beiden zu dem Wirtshaus an der Wegecke. Nach vorne heraus sind die Fenster geschlossen und dunkel.

Aber Berta und Paula Hellmers sind orientiert. Sie kennen den Geheimwinkel. Sie biegen um das Haus. Dort, durch einen Spalt im Fensterladen rinnt ein dünner Lichtstreif.

Leise, behutsam biegen sie die Läden auseinander. Paula hebt sich auf die Zehen.

Ach! Da drinnen ist immer das gleiche Bild. Wie es gestern war, so ist es heute.

Da sitzen sie in dem dunstigen Raum an dem runden Tisch in einer Ecke, rauchen, trinken; jüngere und ältere Männer; sie haben Geld vor sich liegen, Silber und Nickelmünzen. Sie werfen Karten auf den Tisch und haben gierige Augen. Der lange, schmale blasse Wirt mit den kohlschwarzen Haaren und dem eingefallenen Gesicht geht mit gelassener Miene umher und füllt ihnen die Gläser immer wieder mit Bier und rotem Wein. Immer wieder leeren sie die Gläser, wischen sich die feuchten Lippen und Schnäuze mit den Händen und schieben sich Geld zu und Karten.

Paula schüttelt erbittert die jungen Fäuste gegen sie: „Da trinken und spielen sie sich Elend und Tod an", sagte sie. „Ach, da trinken sie sich von Haus und Hof. Da nehmen sie den Kindern Heimat und Elternliebe und die Achtung vor allem Schönen!"

Paula stöhnt auf: „Ihr, Ihr", schreit sie erbost, „es ist entsetzlich, was ihr tut! Pfui über euch!"

Der Sturm rasselt an den Läden, er johlt ums Haus, er verschlingt die Stimme des Mädchens, er zerfetzt ihren Zorn. —

„Geh' hinein und hole ihn heraus aus diesem Teufelsloch! Vielleicht gelingt es dir diesmal! Vielleicht folgt er dir, Paula", drängt Berta Hellmers. „Mich haßt er, wenn er mich sieht. Mich schmäht er vor allen. Paula, du bist die einzige, die ein Restchen Verständnis und Gefühl bei ihm weckt. Geh' hinein, daß wir ihn heimbringen!"

Des Mädchens Züge spannen sich, ihre Muskeln straffen sich. Ach, jetzt ist es wieder ihre starke, trotzige Jugend, ihre mutige tapfere Seele, die den Kampf aufnehmen wird gegen das Laster. Sie weiß, daß es gefährlich ist. Aber plötzlich wie so oft schon wächst ihr der Mut, sie wagt sich in die Gefahr. Wie eine Flamme loht es nun auf in ihrem Herzen. Sie will den Vater retten.

Leise schlüpft sie durch die Hintertür. Leise drückt sie die Klinke auf zur Wirtsstube. Nun steht sie im Raum. Ihr Gesicht leuchtet klar und hell durch den Dunst. Wie eine Lichtgestalt steht das blonde Kind in dem Qualm. Sie legt ihre Hand auf Hellmers Schultern: „Vater!" sagte sie, „komme mit mir heim, es ist spät, Vater!"

Zuerst will Agent Hellmers auffahren und die unerwünschte Hand abschütteln. Aber da ist etwas in Blick Blick und Haltung und im Klang der Stimme des Mädchens, was noch zu dem letzten, kleinen, nicht erloschenen Rest seiner Menschenwürde spricht.

„Sagen wir die letzte Runde an!" befiehlt er seinen Kumpanen. „Solch' eine Tochter läßt nicht mit sich spassen, meine Herren! Setz' dich Paula!"

Paula schüttelt den Kopf und bleibt unentwegt an seiner Seite. Immer die Hand auf seiner Schulter, als möchte sie den Strom ihrer jungen, wollenden Kraft hinüberleiten auf den Vater.

Draußen vor dem Fenster steht Berta Hellmers und verfolgt mit heißen müden Augen die Vorgänge in dem rauchigen Zimmer. Als sie sieht, daß Hellmers nicht zornig auffährt, atmet sie erlöst auf. Gott sei Dank, jetzt weiß sie, daß Paula ihn hält und nicht losläßt. Nun weiß sie, daß beide in absehbarer Zeit herauskommen werden.

Berta Hellmers denkt auch jetzt nicht weiter darüber nach, in was für unabsehbare Gefahren sie das Kind bringt und mit was für häßlichen unauslöschlichen Erinnerungen sie seine junge Seele bis zum Rande füllt. Berta Hellmers ist einfach am Ende ihrer Kraft. Sie ist verbraucht. Alleine hat es gar keinen Sinn für sie, den Raum dort zu betreten. Wenn sie allein kommt, schüttelt Hellmers sie ab wie man einen unbequemen Hund oder eine Katze abschüttelt und zur Seite schleudert. Und sie gehört doch zu ihm. Er ist der Vater ihrer Kinder. Ihrer aller Ernähner, wie knapp und mühsam auch das unregelmäßige Einkommen meistens ausreicht. Sie gehört zu ihm.

Ach ja, Berta Hellmers geht durch Not und Sorgen mit ihm. Sie ist verbunden mit ihm bis zum Tod wie ein treuer Hund seinem Herrn. Ja, bis zum Tod! Berta greift an ihr Herz, vielleicht dauert es nicht mehr lange bis zum Tod. Da ist das ständige Stechen in den Seiten. Diese zunehmende Kraftlosigkeit und diese Müdigkeit, in die sie versinken möchte. Was werden wird, wenn sie stirbt, weiß sie nicht. So weit kann sie gar nicht voraus denken. Sie ist viel zu trostlos, viel zu grenzenlos müde dazu. Sie steht nur in der finstern, sturmdurchfauchten Winternacht, und das ganze Elend der Welt nistet in ihren großen dunkeln Augen. Sie späht in die Wirtsstube, sieht Paula in dem Qualm und denkt, Paula ist unser Schutzengel, sie bringt ihn heim.

Zuweilen hebt Hellmers sein Glas zu Paula empor und will sie trinken lassen. Aber das Mädchen schüttelt immer in Abwehr den Kopf: „Ich will nicht. Ich mag nicht. Du weißt es doch, Vater."

Dann lacht Hellmers: „Ja, meine Herren, das ist eine Hexe, das Mädchen da. Die tut, was sie will. Die kann man nicht zwingen."

Endlich erhebt sich Agent Hellmers. Er streckt die schwankenden Glieder, stützt sich auf Paulas junge feste Schultern, läßt sich von dem Wirt Mantel, Hut und Stock reichen, macht eine chevalereske Bewegung, die grotesk wirkt, gegen die Tafelrunde und verläßt die Stube. Bald darauf biegen die beiden, Hellmers und Paula, um die Straßenecke.

Berta Hellmers löst sich wie ein Schatten von der Hausmauer und gleitet zu ihnen. Sie faßt den schwankenden Mann unter die andere Schulter. Hellmers wundert sich kaum, daß sie da ist. Sein Gang wird schwerer. Die große Gestalt hängt in sich zusammen. Sturm und Kälte ernüchtern ihn nicht. Berta und Paula müssen alle Kraft aufbieten, um ihn zu halten. Jeden Augenblick droht er, vornüber zu fallen, auszugleiten auf der übereisten Straße. Ach, es ist ein mühsamer, martervoller Weg. Auf der Brücke, die über den heulenden, brüllenden Strom führt, sinkt er plötzlich zusammen, lehnt gegen das Geländer; will nicht vorwärts.

Der Schweiß perlt auf Bertas und Paulas Stirne. In Todesangst zerren sie ihn in die Straßenmitte. Ach, sie haben alle Mühe, den schweren, trunkenen, lallenden Mann wieder auf die Beine zu bringen. Keuchend gelingt es ihnen endlich. Paula spannt und strafft ihre junge Kraft. Sie legt des Vaters Arm um ihren Hals. Sie hält ihn und zerrt ihn vorwärts: „Stütze dich, Vater, stütze dich!" befiehlt sie, fleht sie.

So bringen sie ihn nach Hause. So schleppen sie ihn in sein Zimmer. Sie entkleiden ihn, sie ziehen ihm Schuhe und Strümpfe aus. Wie ein schwerer Sack sinkt er in die Kissen.

Nachdem Paula auch noch der leise vor sich hin wimmernden Mutter geholfen beim Auskleiden, nachdem sie die arme erschlaffte totbleiche Frau zugedeckt, als sei die die Mutter und die Mutter das Kind, geht Paula in das Zimmer, das sie mit ihren beiden jüngern Schwestern teilt.

Die kleine Hilda schläft friedlich fest; hold wie ein Englein. Blonde Locken umrahmen lieblich das süße Unschuldsgesicht. Aber die zwölfjährige Grete hat den Lärm und das Gepolter im Nebenraum gehört. Verschlafen hebt sie die dunklen Augen und fragt angstvoll: „Ist er da? Schläft er?"

In ihren Blicken lauscht und bangt schon alle Angst und alles Grauen, fragt und fürchtet sich das aufdämmernde Verstehen vor der furchtbaren Not, die solche Nächte bergen.

Paula nickt ihr zu: „Ja, er ist da, sei ruhig, Grete, schlafe! Er tut dir nichts! Schlafe!"

Das Kind sinkt zurück in die Kissen.

Paula steht einen Augenblick da und schlägt die Hand vor die Augen, dann schlüpft sie selber ins Bett und löscht das Licht. Aber sie sitzt noch lange Zeit mit hochgezogenen Knien da, den Kopf vornübergeneigt und lauscht in den heulenden Sturm. Ein furchtbares Frieren kriecht über sie hin und schüttelt ihre jungen Glieder.

Sie hört das trunkene Schnarchen aus dem Nebenraum, sie hört das jammervolle leise Wimmern der Mutter. Sie hört die Atemzüge ihrer kleinen Schwestern. Und das ganze Elend, die Not dieser Nacht, aller dieser Nächte wogt in ihrer jungen Seele empor. Und die Stirne in den schmalen Mädchenarmen vergraben, schluchzt und wimmert sie in erschütternder Klage und Anklage vor sich hin: „Warum müssen wir geboren werden. Warum müssen wir in solches Elend geboren werden? Was haben wir getan? Womit haben wir uns vergangen? Ach, warum müssen wir leben?"

Die Nacht gibt keine Antwort. Nur der Sturm heult weiter um das Haus.

Wandlung.

Die Welt ist tief zerklüftet und zerrissen.
Drum muß ich alle lauten Feste lassen.
Ich werde wandern durch die schmalen Gassen,
Um die zu trösten, die viel weinen müssen.

Nur Demut kann von schwerer Schuld entsühnen,
Die aus der Sünde Lust im Fleisch erblühte.
Es gibt nur eine Größe. Das ist: Güte.
Es gibt nur eine Hoheit. Die heißt Dienen.

Ich muß der Stern sein, der im Dunkeln glüht.
Ich muß Oase sein im Wüstensande.
Die Blume muß ich sein am Wegesrande,
Die einsam Wanderndern zur Freude blüht.

Mein Leben sei ein Geben und ein Trösten,
Ein Tempel denen, die im Zweifel bangen.
Der Weg sei hell, wo immer ich gegangen:
Ein heller Weg dem Chor der Unerlösten.

Erich Kunter.